



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 95.

Samstag, 24. April

1926

Die drei Brüder von Korff.

(11. Fortsetzung.)

Roman von D. von Haukein.

(Nachdruck verboten.)

Erich sah von einem zum andern. Sie hatten alle blasse und meist finstere Gesichter. Sie sahen ihn feindselig an und doch taten sie ihm leid. Tat es ihm leid, daß sie ihn verkannten, daß sie ihn für einen Schmaroher hielten und nicht zu begreifen schienen, daß über ihnen allen der furchtbare Kampf um das Dasein hing.

Er stand auf, um sich wenigstens auf Augenblicke zu bewegen, die Schmerzen hatten zugenommen. Er ging an das Fenster und fühlte, daß er stark hinkte.

Da war es wieder der junge Mensch, derselbe, der vorher von der Zieg gesprochen hatte, der auf ihn zutrat.

„Das Wein ist weg?“

„Ja, und der Stumpf schmerzt.“

Der junge Mensch ging zu seinem Schemel.

„Ich habe da ein Kissen. Ich kenne das. Selber war ich ja nicht draußen, weil es aus war, als sie mich gedrückt hatten, aber mein Bruder ist auch ein Wein los, und dem tut es auch immer weh.“

Er warf ihm ein altes Kissen zu, und Erich glaubte, daß die Mienen jetzt nicht mehr so feindselig waren wie vorher. Auch tat ihm das gute Wort, auch wenn es derb war, wohl.

„Danke, aber — ich beraube Sie, Herr —“

„Unsinn, und geherrt und gestekt wird hier auch nicht.“

Die Leute gingen wieder an die Arbeit. Erich hatte gesehen, daß Otto Schulze in der Tür stand, aber der beachtete ihn gar nicht. Natürlich — jetzt war er ja auch nichts als der jüngste Angestellte.

Der Tag verging langsam, und am Feierabend war die Lohnliste noch nicht fertig.

„Zeigen Sie mal her!“

Herr Scheffel prüfte, was er geschrieben.

„Bzw. langsam, aber wenigstens richtig. Machen Sie das Ding morgen fertig.“

Erich fühlte sich steif in den Gliedern. Langsam zog er sich an und war der letzte. Jetzt stand Otto Schulze in der Tür.

„Na, Herr von Korff?“

Er hatte ein gutmütiges Lächeln.

„Ich muß Sie absichtlich sich selbst überlassen. Sie haben es nicht leicht. Ich wußte es gleich, aber ich wollte Ihnen doch nicht abschlagen, als Sie die Stelle wollten. Es sind nun jetzt einmal alle Menschen verbittert und merkwürdigerweise die jüngsten am meisten und hier haben wir lauter junge. Sind überhaupt im Bauhandwerk meist radikal. Herrgott, ist ganz erklärlich. Aus einem Extrem schießt man zunächst immer ins andere. Und ich habe es auch nicht leicht. Sie wissen, daß ich als früherer Unteroffizier mehr rechts stehe, und das lassen sie mich fühlen. Ja, mein Vater hatte es leichter. Da war noch etwas patriarchalischer Geist da. Jetzt ist alles Gärung und Mißtrauen und Aufhebung von allen Seiten. Würde ich etwa für Sie Partei ergreifen?“

„Nein, Herr Schulze, ich werde schon sehen.“

Mühsam schritt Erich durch die Straßen zu seiner Wohnung. Er hatte fest versprochen, an diesem Abend noch zu Elisabeth hinüberzugehen, aber er konnte es nicht. Er fühlte, daß er sich legen mußte.

Er kaupte sich etwas zu einer einfachen Abendmahlzeit,

denn sein Geld war sehr knapp geworden, nachdem er die Miete im voraus bezahlt. Wie teuer doch alles war! Im Lagarett und dann bei der Mutter hatte er das nicht gefühlt. Zwar hatten August und Werner ihn gefragt, ob er Geld brauche, aber er hatte verneint. Er war zu stolz, um zu borgen, selbst von den eigenen Brüdern oder gar von der Mutter. Zudem hatte August auch mehr, er brauchte es für seine Pläne, und daß Werner von seinem künftigen Schwiegervater nichts nahm, wußte er wohl. Jetzt lag er in dem kleinen Stübchen in seinem Bett. Wenigstens ließen die Schmerzen nach und er konnte essen. Die Wirtin war nicht zu Hause, mußte ebenfalls auch bis spät arbeiten. Das Stübchen war sahl und ungemütlich. Vor dem Sonntag würde er ja sicher nicht Zeit haben, sein Gepäck, das noch beim Expeditur lag, zu holen und es mit dem Eigenen wohnlicher zu machen.

Ihm war elend und trüb zu Mut. War es übereilt gewesen, daß er diese Stellung annahm? Würde es in einer anderen besser sein?

Wäre es besser gewesen, er hätte August gefragt, ob er ihn brauchen könne? Er hätte es sicher bejaht, und was sollte er, dem das Gehen so schwer fiel auf dem Gute ihm nützen?

Nein, er mußte die Fäden zusammenhalten und durchführen, was er begonnen. Dabei war er bereit, auch diese Menschen zu verstehen, die in ihm den Eindringling sahen. Wie gern hätte er morgen einen einfacheren Rod angezogen, aber seine wenigen Zivilkleider waren eben alle fast unbenutzt! Dann dachte er an Elisabeth, eine liebe, kleine Elisabeth, und an den Professor mit seiner Frau. Auch der Gedanke machte ihn nicht froher. Wie hatte er es wagen dürfen, sie an sich zu binden! War er je in der Lage, ihr Brot und Heim zu bieten? Und selbst wenn er vorurteillos genug gewesen wäre, solchen Gedanken zu fassen, der Professor hatte selbst eben kein Auskommen und gewiß kein Vermögen.

Gut, daß die Schmerzen und die Arbeit ihn müde gemacht hatten und daß er endlich einschlafen konnte.

Am nächsten Morgen leuchtete die Herbstsonne in sein Zimmer. Der Stumpf war ausgeruht, unten grühten die roten Beeren der Ebereschen aus dem Garten, und die Wirtin brachte ihm mit freundlichem Gruß den Kaffee oder wie sie es sonst nannte.

Erich von Korff war jung, und der Morgen ließ ihn alles besser erscheinen, er ging mit dem festen Entschluß, nicht wieder mutlos zu werden, in das Bureau. Der erste Tag ist ja immer der schwerste in neuer Umgebung. —

Werner von Korff entstieg in Dittersbach dem Schnellzuge und fuhr mit der elektrischen Bahn nach Waldburg hinüber. Rings um das Städtchen lagen im Schmutz des letzten Herbstlaubes die Höhen. Auf den erhabenen Spitzen, auf dem Hochwalbe, von dessen schönem Porphyrtegel der Aussichtsturm herabgrüßte, lag sogar schon der erste Jungschnee. Er atmete mit voller Brust die freie Luft, dann nahmen ihn enge Straßen auf. Enge Straßen mit niedrigen, alten Häusern. Straßen, in denen sich Menschen drängten, Männer, Frauen und viele Kinder, und auf ihren blassen Gesichtern standen deutlich die Entbehrungen der

Arbeitsjahre geschrieben. In langen Reihen standen sie vor den Geschäften, geduldig und ergeben wartend, bis sie Einlaß fanden.

In dem großen Verwaltungsgebäude der Gruben wurde Werner erwartet, obgleich es bereits Abend war.

Der Bergwerksdirektor trat ihm mit ausgestreckter Hand entgegen.

„Willkommen, Herr Kapitanleutnant. Es ist vortrefflich, daß Sie kommen. Ich habe für morgen die Sanitätskolonne bestellt. Ich denke, Sie werden sich rasch und leicht einarbeiten. Zwar haben wir uns bemüht, schon unser Bestes zu tun, aber immerhin — in einem Bergwerk, besonders in einer Kohlengrube, weiß niemand am Morgen, ob er am Abend wieder heraufkommt. Da ist es mit Freuden zu begrüßen, wenn energische Männer sich dieser wichtigen Aufgabe widmen.“

„Ich bin zwar Neuling —“

„Aber Sie hatten mit verwandten Dingen zu tun, und wir wissen, daß Sie der rechte Mann sind. Darf ich Ihnen Ihre Dienstwohnung zeigen?“

Sie schritten über den großen Hof, der das Direktionshaus von den Förderhäusern trennte. In großen Halben lag dort die geförderten Kohlen, und eben zogen in langen Scharen die Bergarbeiter zur Nachtschicht. Meist waren es schweigende Männer, die da gingen, denn auch hier zieht der Beruf seine Männer, und wer sein Brot, wie es zum Beispiel hier der Fall war, 920 Meter unter der Erde verdient, ist meist kein redseliger Mensch.

„Und wie ist die Stimmung, Herr Direktor?“

„Wir können nicht klagen. Natürlich Lohnkämpfe und kapitalistische Heißsporne haben wir hier auch, aber im Grunde ist der Schiefer gutmütig und verständig, und besonders die Alten wissen, daß Arbeit uns nützt. Wir sind zurzeit bei der Einrichtung einiger neuer Schächte und Stollen. Sie werden sofort Gelegenheit haben zu erfreulicher Tätigkeit.“

Sie waren einem Hause zugehritten, das etwas abseits lag. Ein nüchterner Nützlichkeitsbau aus Ziegeln, die der Kohlenstaub geschwärzt hatte, aber herbstliche Weinranken umspannen ihn mit freundlichen Farben.

„Barterre wohnt der Inspektor dieses Schachtes, in der ersten Etage ist eine Wohnung frei, die wir Ihnen zubachten und ganz oben haust der Obersteiger Klopelt, ein sehr tüchtiger und ruhiger Mann. Ja, eine Villa ist es nicht, aber für uns Bergleute ist es immer angenehm, recht in der Nähe unserer Schächte zu wohnen.“

Es waren fünf große, helle Zimmer, und weil schon das ganze Schachtgebiet über der Stadt lag, boten diese und auch der kleine Balkon einen schönen Ausblick über die Stadt und bis nach Bad Salzbrunn hinüber. Werner nickte befriedigt.

„Eine sehr hübsche Wohnung.“

„Sie sind doch verheiratet, Herr Kapitanleutnant oder, wie Sie von morgen an heißen, Herr Sanitätsinspektor, wenn auch Ihre Tätigkeit als Kapitanleutnant nie vergessen wird.“

„Bitte, Herr Direktor, ich tat meine Pflicht wie jeder andere, und verheiratet bin ich allerdings nicht, aber verlobt und denke zu heiraten, sobald die drei Probemonate, die meiner Anstellung vorangehen, vorüber sind.“

Der Direktor lachte.

„Das ist doch nur Form. Sie sind ja ein halber Fachmann —“

„Benigstens habe ich mich im U-Bootwesen gerade mit sanitären Sicherungseinrichtungen befaßt.“

„Ich kenne Ihre Broschüren, der Herr Oberberggrat hat sie aus Berlin geschickt.“

„Sehr freundlich, aber ich sehe, ein Zimmer ist möbliert. Ich verdränge doch niemand?“

„Hier wohnte bis gestern der Bergassessor Kühling, der versetzt wurde. Weil es in der Stadt schwer ist, Wohnung zu finden, und hier die Räume leer standen, haben wir sie aus vorhandenen Vorräten, allerdings primitiv, eingerichtet. Wenn Sie wünschen, stehen Ihnen die Sachen bis zur Ankunft Ihrer Einrichtung gern zur Verfügung.“

„Da bin ich sehr dankbar, dann brauche ich also nur noch eine Frau, die mich ein wenig betreut.“

„Die Frau des Obersteigers Klopelt hat sich des Assessors angenommen, eine sehr brave Frau —“

„Vortrefflich! Ich werde gleich nachher mit ihr reden.“
„Und das Mittagessen nehmen Sie am besten in einem Hotel ein.“

„Vielen Dank, Herr Direktor!“

„Vielleicht machen Sie uns die Freude, morgen mittag unser Gast zu sein. Nicht erst ein zeremonieller Besuch, meine Frau wird sich freuen!“

Eine Stunde später, als der Herbst hereindunkelte, wanderte Werner von Korf durch die Straßen der Stadt, an dem stattlichen Neubau des Unzeums vorüber, den Anlagen zu. Es drängte ihn, noch einen Umblid zu haben, und von den Höhen, die die hübschen Anlagen des Stadtparkes trönten, lodten die hell erleuchteten Fenster der Schillerbaude herab. Welch ein eigenartiges Bild. Er saß in der glasüberdachten Veranda, in der es noch nicht zu kühl war, und vor ihm dehnte sich die Stadt.

Ein weit ausladendes Meer von Lichtern. Rechts die Glashütte mit ihren leuchtenden Schloten, dann die Stadt selbst, die sich aus einer Reihe einzelner Gemeinden zusammengesetzt, weithin verbreitet mit ihren Lichtern. Die hell glänzenden Bahnanlagen und dann wieder von Waldburg bis Dittersbach und drüben bis nach Niederhermsdorf hin schoben sich die Fördertürme der verschiedenen Schächte.

(Fortsetzung folgt.)

Das trockenaelegte München.

Von Karl Ettlinger (München).

Es war so weit, die von den radikalen Alkoholgegnern so schlaue eingefädelt Bewegung hatte auf erprobten Umwegen die Münchener überlistet, das Münchener Kind und mit ihm alle Einwohner der Stadt waren trockenaelegt. Auf Bier, Weintrinken, auf jede Art von Alkoholenus standen Straßen die einem mittelalterlichen Kosternecht ein Schmunzeln entlockt hätten.

O, wie schön war es jetzt in Isarathen! In den Maßkrügen perlte das klare Brunnenwasser, die Klagen über schlechtes Einschenken waren verstummt, im Gegenteil: jetzt bewunderten sich die Leute darüber, wenn ihnen zu gut eingekant wurde! Die Biersteller, die ehemals der fröhlichen Erholung nach des Tages Mühe gedient hatten, waren nun zu Stätten erbaulicher Selbstbetrachtung geworden: das gemüthliche, vertrauliche „Herr Nachbar“ war aus dem Sprachschatz verschwunden, an jedem Tisch saß je ein Gast, belchale sich wie ein Buddha nachsinnend seinen Bauch, bis ihm die Kellnerin den Krug vom Tisch nahm: „Noch a Frochsupp n Herr Dolta?“ Besonders heisse Stammgäste, die in früheren Jahren einen Bierwärmer verlangt hatten, stießen sich nun ihren Trunt in der Wärmflasche servieren.

Natürlich konnte man zum Wasser nicht mehr so scharfe Speisen, wie den Rudi oder die Salzbrezel, genießen; die ehemaligen Radlwelch boten jetzt Restes Kindermehl und Saferebrei an.

Das Oktoberfest, das jetzt unter der Bezeichnung „Oktoberbucke“ abgehalten wurde, lebte eigentlich nur noch von seinem früheren Ruhm. In den großen Wasserseilen saßen einsamkeitsbedürftige Menschen tauchten der gedämpften Musik die nur noch „getragene Sachen“ spielen durfte, und nur hier und da erhob einer von wehmütiger Erinnerung gepackt, sein mit Trauerflor geschmücktes Wasserallas und hauchte: „Ein Profit, ein Profit der Ungemüthlichkeit!“ Eins, zwei, drei — gesuzzelt! Unter den Schaustellern schoß ein Schlauch den Vogel ab, der unter größten Opfern eine leere Bierflasche erworben hatte, an der durfte jeder gegen 10 Pfennig Eintritt einmal riechen! Verkürztere Menschen hat man nie aus einer Schaubude herauskommen sehen! Trotzdem machte er ein schlechtes Geschäft, da der Magistrat für je 10 Pfennig Einnahme von ihm 20 Pfennig Lustbarkeitssteuer verlangte. In dieser Hinsicht also war alles beim alten geblieben. Von den Behörden sei hier nur so viel berichtet, daß im trockenaelegten München laut Gesetz derjenige zum Ersten Bürgermeister gewählt werden mußte, der nachweisen konnte, daß er den größten Wasserkopf habe.

Ein höchst erbauliches Gesicht hatte der weltbekannte Münchener Fasching angenommen. Statt des „Schampus“ bestellten nun die Besucher einen „Bambus“, um sich damit alle Geflüste nach Alkohol auszuzeichnen. Junge Leute führten ihre Dame statt ins Bierstüberl an die Wasserleitung, während die „noblen Hunde“ ihre Erwählte mit einer halben Limonade fürstlich bewirteten. Das Tanzen war als durstigerregend abgeschafft, der begeisterte Münchener „Grasfab“ (Grangasse) war durch gemeinschaftliches Absingen der „Frochshonne“ ersetzt.

Wertwüchsig war nur eins: man labt sich achtmal so viel Betrunkene in Münchens Straßen als ehemals! Während nämlich ehemals öffentlich getrunken wurde, wurde jetzt heimlich gekostet! Und was für Zeug! Da der „Sintin = herum = Alkoholkäufer“ seinen Lieferanten nicht wegen Betruges anzeigen konnte, ohne sich selbst der Bestrafung auszusetzen, waren unter der Bezeichnung „Bier“ die giftigsten Vanschruben zu unerhörtesten Preisen im Schieberhandel, und man konnte von Glück sagen, wenn man nur gesüßten Brennspiritus, verdünnten Wobellack, gefärbtes Spülwasser erwischte und nicht giftigen Methyloalkohol. Nur schwerreiche Leute hatten noch ihren wohlgefüllten Wein- und Bierkeller, der einfache Mann war wieder einmal der „Ausgeschmierte“. Natürlich stand der Alkoholschmuggel in höchster Blüte. Auf der Jar kreuzten allnächtlich Motorboote auf der Schmuggleriaab, das Denunziationswesen machte das Leben unerträglich, Polizeihunde wurden auf Alkoholeruch dressiert, und man kann sich denken, welches Aussehen es erregte, als eines Tages der Häuptling der Wasserapostel, Kaver Gönniemandniz, von einem solchen Hund verbeißt wurde! Und diesem Menschen war noch tags zuvor ein Ehren-Wasserglas überreicht worden!

Wo waren sie hin, die Zeiten, als noch auf dem Oktoberfest ein ganzer Ochse und nicht ein ganzer Wirtskopf am Spieß gekostet wurde? Als noch nicht ein Freund der Wahrheit auf dem Marienplatz am Pranger stehen mußte, weil er gesagt hatte: „Von allem Narrischen, das die Deutschen in dem Ausland nachgefaßt haben, ist die Trockenlegung des Allernarrischsten!“ Eine blühende Industrie war vernichtet, und dafür gedieh eine andere Industrie: die Giftmischerei! Und dies alles nur, weil statt der vernunftgemäßen Parole „Mäßigkeit“ die Fanatikerparole „Trockenlegung“ gesetzt hatte!

Meine Katze.

Von E. Friede Jessen.

Eine Zeitlang nannte man sie „Fräulein Musch“. Zart war sie, klein und sehr verängstigt. Raum von der Mutter fort. Aber das Schnäuzchen schlederte rührend Milch und winsige Federbissen. Die Pfötchen suchten ewig warme Plätzchen. Es war fast in der ungeheulsten Küche und oben-drein hatte niemand so recht Zeit, Fräulein Musch zu warten. Sie war das liebreizendste Pelznäuel einer entzündend gestreiften Tigerkaze. Eine drollige Hisslosigkeit stand ihr ausgezeichnet vom Köpfchen gar nicht erst zu reden. Denn Fräulein Musch war bildhübsch. Ausgesucht fein gezeichnet war das Gesichtchen, aus dem die Augen wie Smaragden schimmerten. Goldig sah das Schnäuzchen, so recht appetitlich und weich inmitten graubrauner Bäckchen. Rühn standen die Ohren auf, klar geschnitten und schön geflaumt. Ein deutliches schwarzes M war ihr auf der Stirn geschrieben, das jetzt so modern gewordene Gläschen, das uns Menschen in den Handflächen eingeädert ist — Fräulein Musch war eben auf der Höhe. Nur seltsam, als sie wuchs und wuchs, entwickelte sie ein solches Temperament, das für eine sittige Katzenmutter höchst verblüffend war. Kaum ein paar Monate alt, sah sie auf den höchsten Schränken, kugelte langhaltig aus dem Fenster, war mit einem Satz in der Dachrinne und jammerte gierig nach den aufsteigenden Spaten. Fräulein Musch benahm sich auch sonst höchst ungebührlich, verlor jede Spur von rührender Hisslosigkeit — und überhaupt!

Eines Tages wurde Fräulein Musch von einem Bekannten als richtiggehender Jungherr Murr angesprochen. Auch anatomisch. Nicht nur weil ein dicker Kopf und ungebärdiges Temperament Anhaltspunkte waren. Ein Kater? Eigentlich recht schade. Die Sympathie für das Katzenfräulein war größer gewesen als für den frechen ledigen Murr. Er wurde mißtrauisch betrachtet. Man verzicht ihm jetzt nicht mehr umgeworfene Basen, zerbrochene Teller, zu Boden geschleuderte Glashütter Uhren. Man verbotte Herrn Murr das Hinterteil, wenn er sich aus der Küche Eßbares stahl, und drohte nicht mehr scherzend mit dem Finger, wenn er vom Schreibtisch Lieblingsbleistifte und Federhalter herunterrollte. Blumenschäbung in „epi ani“ Base bekam er ebenfalls zu fühlen. Ihm wurde eben alles stärker angekreidet, bis — ja bis er eines Tages in fast noch höherer Sympathie stand, als da er noch das goldige kleine Fräulein Musch war.

Die Korridortür stand auf. Herr Murr lauft vier Treppen abwärts. Mit angelegten Ohren und hoch-erhobenem Schwanz, wischt aus der großen Haustür — weg, nicht mehr zu sehen. Aufregung! Das Mädchen bekommt Schelte — man liebt dann erst heftig, wenn der Verlust fühlbar wird. — Man lacht in innigster Bärtlichkeit. Nach

jeds Stunden und zwanzig neuen Verhuden, ihn auslin-bar zu machen — das schöne Tier, höfentlich hat es niemand mitgenommen — fand sich seine Spur durch die Haus-meisterin eines fremden Hauses. Ich sage treppauf, treppab, Herrn Murr zu suchen, nichts — überall war er schon ge-wesen und weitergegeben worden. Zuletzt sollte er bei einem Bildhauer gelandet sein. Bildhauer? Die Zeiten für Künstler sind so schlecht — wer konnte wissen, ob Murr noch lebte. Aber trotzdem! Bestigelten Schrittes rief ich zum soundsovielten Male vier Treppen hoch. Läute! Frage stöckend nach dem Kater. Raum hört Murr meine Stimme, lauft er auf zum Steinerweihen, lauft immerfort, ununterbrochen, bis ich irgendeine Tür aufreiße — mit einem fühlenden Satz fikt mir Murr auf der Schulter. Er war nährlich vor Wiederlebensfreude, schnurrte aufgereg, rieb sich an Hals und Haar, überflutete sich im Miauen, zitterte und jaspste wie ein Jagdhund. Und das alles mit einer solch herzlichen Dringlichkeit, daß ich mich kaum wehren konnte. Auf die linke Schulter legte er mir die Vorder-, auf die rechte die Hinterpfote, rollte sich so tiefaufseufzend um meinen Hals und fühlte sich aus Not und Jammer gerettet.

Murr ist groß geworden. Und schön. Ist klug wie ein raffiger Hund, flink wie ein Wiesel. Gratiös streift er durchs Haus, und klappern Teller, meldet er aus Schlaf und Traum heraus die Mahlzeit. Er spielt den lieben langen Tag mit Teppichfransen, mit Glasperlen, die er im Mäusen angeschleppt bringt, daß man sie wieder werie. Er turnt läbn auf schmalste Leisten und lacht, wenn man ihn fangen will. Lacht? Gewiß, Murr lacht. Er legt dann die Zähne ein wenig bloß und hält den Kopf schief. Murrs größtes Vergnügen aber ist es, zur Schlafenszeit unauffind-bar zu sein. Er hält sich dann irgendwo versteckt, weil ihm die Küche des Nachts auch jetzt noch nicht zu behagen scheint, obwohl sein Körbchenbett gut aufgeschüttelt auf ihn wartet. Murr wird gelockt, mit Fleisch gebeten, man wirft Perlehen und trakt einladend an Stoffen, damit er spielen komme — Murr aber kennt all die Schliche zur Genüge — er kommt nicht. Wird er dann doch überlistet, ist sein Gesichtchen, darin die Schnurrhaare dick und trohig stehen, sehr resigniert, sehr ergeben, sehr traurig. Er fikt sich, um aber da-für morgens zart und heftstimmig vor der Schlafsimmetär zu miauen; glücklich dann, wenn ihm Einlaß wird

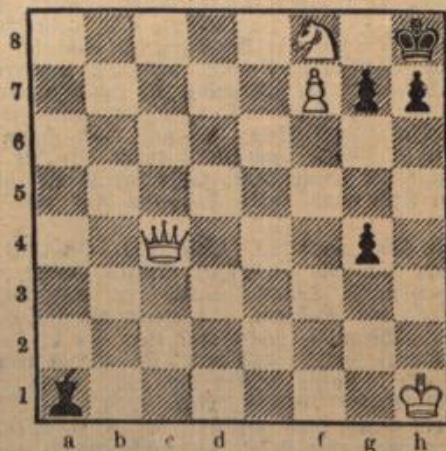
Frauen-Zeitung

Die hohe Schule des Sitzens. Die Damen haben zwar in den letzten Jahren gelernt, ihre Beine zu zeigen, die so lange Zeit den Blicken verbüllt waren; aber die meisten von ihnen besitzen noch nicht die Kunst, ihre unteren Glied-machen beim Sitzen auch in einer ästhetischen Form dar-zubieten. Wenn man in der Untergrundbahn oder der Straßenbahn sitzt und zu wohlgezogen ist, um in die Ge-sichter der Gegenüberstehenden zu starren, dann richten sich die Blicke unwillkürlich auf die Füße, und man kann hier alle möglichen Beobachtungen machen. Fast alle Damen glänzen in feinen Seidenstrümpfen und eleganten Schuhen und zeigen damit, daß sie auf das Aussehen ihrer Füße den größten Wert legen. Aber nicht eine unter zehn Damen weiß diese so elegant gekleideten Gliedmaßen auch in einer schönen Stellung vorzuführen. Die „hohe Schule des Sitzens“, von der die anmutige Haltung der Beine abhängt, ist den meisten Frauen ein unbekanntes Gebiet, und sie mühten erst in dieser Kunst Unterricht erhalten. Sehr häufig findet man die Art des Sitzens, bei der die Knie zusammengedrückt und die Beine auseinandergestellt sind, so daß also die Strümpfe ein „A“ bilden. Noch unschöner ist die umgekehrte Stellung, bei der die Knie auseinander-genommen sind und die Füße übereinander gekreuzt werden, so daß die Beine sich zu einem „V“ zusammenfügen. Junge Mädchen, die nicht wissen, wo sie mit ihren Beinen hin sollen und noch etwas unruhig sind wie junge Pferdchen, legen den einen Fuß hinter den anderen oder legen gar das eine Bein über das andere. Bei Damen, die sich unbe-achtet glauben, trifft man endlich auch auf den „akro-batischen“ Sitz, bei dem das eine Bein unter das Knie des anderen gelegt ist. Solche grotesken Stellungen waren wohl möglich, als die weiten langen Röcke den Schleier des Geheimnisses darüber deckten, heute aber müssen sie auf das strengste vermieden werden. Die Frau, die richtig zu sitzen gelernt hat, wird ihre Beine stets in einer anmutigen und zugleich dezenten Stellung zeigen; sie hält sie entweder parallel nebeneinander, nicht zu weit entfernt und nicht zu nahe gepreßt, oder sie legt das eine Knie über das andere in einer anmutigen und doch zugleich fein abgewogenen Form, bei der die Linien des Körpers sich harmonisch ordnen.

Schach

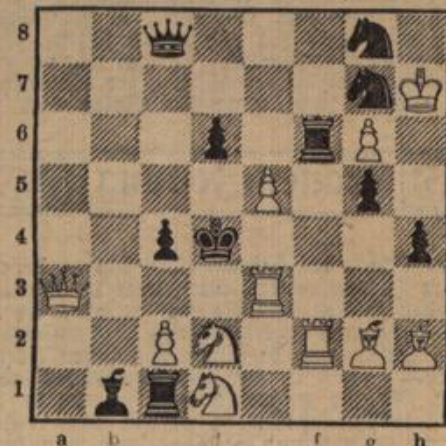
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

771. S. Loyd. (1867) L. J. J



Weiß: Kh1, Dc4, Sf8, Bf7;
Schwarz: Kh8, Lal Bg4, g7, h7.
Matt in 3 Zügen

772. S. Loyd. (1892).



Weiß: Kh7, Da3, Te3, f2, Lg2, b2, Sd1, d2, Bc2, e5, g6;
Schwarz: Kd4, Dc8, Tel f6 Lb1, Sg7, g8, Bc4, d6, g5, h4.
Matt in 2 Zügen

773. W. Weinmann-Geisenheim (Urdruck).
Kf5 Lc8 Be6: Kb5 Sa6 Bf7, g8.

Weiß am Zuge gewinnt

771. Eins der besten Probleme, des berühmtesten Problem-
dichters Es entstand während eines Aufenthalts Loyds in
Dresden und erschien kurz darauf in der Leipz Illust. Ztg.
„Die Aufgabe wurde sofort zum Liebling aller erklärt und
fand die Bewunderung der Kenner; sie ist ein Edelstein in
einfachster Fassung: ein blendendes Beispiel von Strategie.“
„Das auffallend feine Vorgehen der Dame gegen den wider-
setzlichen Läufer ist nie zuvor dargestellt worden.“ Es sind
außer einer mitläufigen Variante die durch g4 entsteht,
zwei Mattmöglichkeiten vorhanden, Matt durch Dh7 oder
falls g7 — g6 Matt durch D×L Die D muß also so ziehen,
daß sie nach dem zweiten Zuge eine der beiden Matts geben
kann — 772 Ein feiner Zweizüger, der auch von den
modernsten dieser Art kaum übertroffen wird. — 773. Ein
Endspiel-Debut. Leicht, aber doch schon scharf pointiert.

Buchbesprechung.

Von dem großen Loydbuch, aus dem die Aufgaben 771
und 772 entnommen sind liegt jetzt das erste Heft voll-

ständig vor. solcher Hefte je 80 Seiten a 2.50 Mk sind
zu erwarten und dann ist wieder ein Haupt- (Standard-)
Werk der Schachliteratur entstanden Alles Lob dem Heraus-
geber A. C. White dem deutschen Übersetzer W. Maßmann
und dem Schachverlag Hans Hedewigs Nachf. Leipzig. —
Ein köstliches Buch, auf jeder Seite geistvoll und spannend,
das auch der Nichtschach- und fachmann mit Interesse
lesen wird.

Partie Nr. 364. Unregelmäßig.

Meisterturnier in Dresden, 5. 4. 26.

Weiß: P. Johner; Schwarz: Nimzowitsch.

1. d4, Sf6; 2. c4, e6; 3. Sc3, Lb4; 4. e3, 0-0; 5. Ld3,
c5; 6. Sf3? (Se2!) Sc6; 7. 0-0, L×c3; 8. b×c3 (Doppel-
bauer?) d6; 9. Sd2, b6; 10. Sb3, e5! 11. f4, e4; 12. Le2,
Dd7 (um g4 zu verhindern) 13. h3, Se7; 14. Del h5 (immer
noch wegen g4) 15. Ld2, Df5! (will nach h7, um h4 vorzu-
stoßen) 16. Kh2 Dh7; 17. a4, Sf5! 18. g3, a5 (schafft Ruhe
auf dem Damenflügel) 19. Tg1, Sh6; 20. Lf1, Ld7; 21. Lc1
(der T soll über a2 ins Spiel) Tac8! 22. d5, Kh8; 23. Sd2,
Tg8; 24. Lg2, g5; 25. Sf1? (Tf1 konnte vielleicht Rettung
bringen) Tg7; 26. Ta2, Shf5! (Jetzt kann Tf2 nichts geschehen
wegen Sg4+) 27. Lh1 Tcg8; 28. Dd1, g×f4; 29. e×f4, Lc8;
30. Db3, La6; 31. Te2, Sh4! (Nach der strategischen Ein-
leitung kommt die taktische Ausführung; beides vollendet!)
32. Te3, Lc8; 33. Dc2, L×h3! (wenn K×h3, dann Df5+
entscheidend) 34. L×e4 Lf5; 35. L×f5, S×f5; 36. Te2,
h4; 37. Tgg2 h×g3+ 38. Kgl, Dh3; 39. Se3, Sh4; 40. Kf1,
Te8! (es käme dann S×g2, T×g2; Dh1+Ke2; D×g2+ usw.)
Weiß gab daher auf.

Lösungen.

762. 1. Th7, T×h7; 2. Lc4; 1. Tg1; 2. Td7+
1. Ta8; 2. Sf5+ Anderes leicht. — 763. 1. Kh4! Sd3+;
2. D×d3; 1. Sa4; 2. Dal: 1. Sb4; 2. D×b4 —
764. 1. Dc6, Kb4; 2. Dcl. 1. Ka5; 2. Kb3 — 765. 1.
Dh1! (droht D×c6) Tal (um nach D×c6: Ta7 zu ziehen)
2. Lf2! (die Pointe) 3. Matt durch D×a1 oder D×h8 oder
T×f8 1. Tf3; 2. D×f3. Hat unseren Lösern sehr
gefallen. — 766. 1. Lf6 Kd5; 2. Lf5. 3. Sc7+ 1. d6;
2. Kc6, 3. Bf5+ — 767. 1. Df4 Kg6; 2. Lc6, Kh5; 3. Le8+.
Die beiden Urdrucke haben sich als richtig erwiesen und
bekamen durchweg eine gute Note — Löserliste: die Herren
R. Knebel, A. Wirth, S. Gradstein, L. Nickel Schafhausen;
J. Schmitt, Biebrich: Frä. Susv Nicolay Herr C. Z.

Rätsel

Kamm-Rätsel.

Die Buchstaben in der Figur sind so zu ordnen, daß
die Zähne ergeben: 1. Körperteil, 2. weiblicher Name,
3. Frucht, 4. Stoßwaffe. Der Kammrücken benennt eine
italienische Stadt

A	A	A	D	E	E	E
E		E		E		F
G		G		I		L
L		M		N		N
N		N		P		R

Die Namen der zehn ersten einander sämtlicher Rätsellösungen
werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 84.

Problem „Dienstmann Nr. 132“: „Unverhofft kommt
oft“ — Gegensatzrätsel: Zahn, erhöht, plump, Pein, ernst,
lustig, immer, naß — Zeppelin. — Besuchskartenrätsel:
Argentinien.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Susi Knebel; Helene u.
Hans-Eberhard Müller, Wiesbaden.